



Warum immer wieder?

Jedes Mal wieder nehme ich mir vor: Dies ist nun der letzte Vortrag, der letzte Buchbeitrag zum Thema. Und ermahne mich, die Internetseite sei schon genug. Jedes Mal wieder breche ich den Vorsatz, der ohnehin nicht mehr ist als eine Krücke, die hilft, die notwendigen Schritte zu tun: Akten und Literatur sichten, Fragen neu stellen, zu schreiben beginnen.

Seit über 20 Jahren verfolge ich das Thema - verfolgt es mich. Immer wieder. Warum?

|

Da sind die Brüder, die Schwestern, die Nachgeborenen.

Eine Schwester haben, eine Schwester, von der es kein Bild gibt, nur eine Ahnung. Von den Ahnen gibt es Fotografien und Gräber, die am Tag der Toten besucht und geschmückt werden. Unter den bemoosten Steinen wohnen die Asseln, tief darunter schlafen die Ahnen. Wo schläft die Schwester? Eine Schwester, die kein Grab hat, findet keinen Schlaf. Überall kann sie sein, im knirschenden Schnee, im eisigen Sternenhimmel, in der Glut des Ofens. In der Sommernacht kommt ihr Flüstern aus den Büschen, ihr Haar streicht um die nackten Beine, ihre Arme verzweigen sich am Birkenstamm. Sie ist nirgendwo und hat sich überall eingeknistet. In den Tränen der Mutter, im verlorenen Blick des Vaters. Sie hat den Eltern nie weh getan, hat nie gelogen, sie die Immersanfte, die Nieböse, die ewig Unerreichbare. Sie ist der Schatten der Nachgeborenen, die sie Wiltrud nennt, weil es klingt wie Will-tod. Will tot sein wie die geliebte gehasste Schwester.

Da sind die Mütter.

Sie war 17 und wollte es wissen. Die Eltern waren verreist. Sie öffnete die Luke zum Dachboden und ließ die Leiter herunter, zog eine alte Hose über, stieg hinauf und suchte systematisch alles ab. Sie hockte zwischen den staubigen Überresten eines Wespennestes und vertrockneten Schmetterlingen und nahm Bücher und Hefte aus den Holzgestellen. Unter einem Regal lag ein weiterer Stapel Schriften, andere waren aus der zweiten Reihe hinter das Regal gefallen und nun von einer Lage leerer Schachteln und Keksdosen bedeckt.

Es waren seltsame Funde darunter. Hefte der US-Army für die Nahkampfausbildung mit Fotos von Japanern, die im Sprung angriffen, Messer zwischen den Zähnen. Von Mäusen angenagte Schwarten, die „Rasse und Volk“ hießen und hässliche Abbildungen von menschlichen Schädeln enthielten. Schriften des Großvaters zu Religion und Kunst, die sie aber nicht interessierten. Das was sie suchte, fand sie nicht. Sie stand auf, die Knie schmerzten. Sie sah sich um. Den Schrank, der einen seltsamen Duft aus Holz, Wachs und Mottenkugeln verströmte und in dem altmodische Kleider und Pelze hingen, musste sie nicht öffnen. Es gab noch einen anderen, der wohl Porzellan enthielt, und den nahm sie sich nun vor. Hier fand sie zwischen Suppenterrinen und kitschigen Vasen eine eiserne Kassette, die verschlossen war.

Die Suche nach dem passenden Schlüssel war nicht schwierig. Jedesmal, wenn sie den abgeschlossenen Schreibtisch des Vaters öffnete, nagte das schlechte Gewissen an ihr. Aber sie liebte nun einmal das Fach mit all den nützlichen und nutzlosen Dingen, Siegel und Wachs, Federn, Tintenfässer und Stempel. Das Versteck für den Schlüssel war nicht sehr einfallsreich und sie kannte es seit Jahren. Es gab im Schreibtisch ein ganz schmales Fach, eigentlich nur ein Holzbrett mit Vertiefungen für Radiergummis und Stifte. Auch ein paar kleine Schlüssel lagen darin.

Die Kassette enthielt tatsächlich die Schrift, nach der sie gesucht hatte. Sie verstand vieles nicht, die Sprache war zum Teil schwülstig, zum Teil unerträglich verschachtelt. Aber es waren auch sehr deutliche Sätze darunter. Dass Juden, Marxisten und bolschewistische Untermenschen ausgerottet gehörten.

Sie ging in den Garten und setzte sich unter die Linde. Ihr Gesicht brannte. Er hätte auch mich umbringen lassen, war das Einzige, was sie denken konnte. Wochen danach stellte sie ihn zur Rede. Er sagte nur: „Ach, du engagierst dich jetzt politisch? Du bist so ganz meine Tochter.“ Sie ging, ohnmächtig vor Wut.

Als sie die Kraft spürte, die Auseinandersetzung mit ihm zu führen, war er schon hinfällig. Erst nach seinem Tod – und er lebte noch lange – begann sie

nachzuforschen. Sie stieß auch auf den Großvater, den sie nicht kennen gelernt hatte, und dessen Jugendzeit der von Hermann Hesse ähnelte. Pfarrerssohn, unglücklicher Seminarschüler im Kloster Maulbronn, missglückter Ausbruch, Abbruch des Pfarrerstudiums. Dann sozialradikaler Träumer und verhindertes Künstler. Im Ersten Weltkrieg: Alldeutsche, Antisemitismus, dann Trutz- und Schutz- und Hammer- und wie all diese „völkischen“ Bünde hießen.

In diesem vergifteten Klima war der Vater aufgewachsen. Sie hatte nach Motiven gesucht, aber sie fand nur Geltungssucht, Sozialneid, Missgunst und andere banale Untugenden und das jagte ihr Angst ein und trieb ihr die Arroganz aus. Auch sie war davor nicht gefeit. Sie konnte sich nicht länger als das Opfer ihres Vaters betrachten. Aber es gab sie, die Opfer, und ihnen musste sie sich verpflichten. Sie musste das Erbe annehmen.

III

Da sind die, die sagen, die Verblichenen soll man ruhen lassen, die Zeit heilt alle Wunden und Vergangenes verblasst.

Auf der Hälfte des Schulweges erhob sich inmitten eines Haselnussgehölzes das Kruzifix. Jesus mit der Dornenkrone und dem Tuch um die Lenden. Aus seinen Handflächen, aus seinen übereinandergenagelten Füßen tropfte Blut. Jeden Schultag, morgens und mittags. Hinter dem Gebüsch pinkelten sie heimlich und prügeln sich. Die Katholikenkinder brauchten Sünden für die Beichte. Aber sie traten und spuckten und bissen immer nur hinter dem Gebüsch, damit Jesus es nicht sehen konnte. Der Pfarrer aber wollte es hören.

So ganz verstanden hat sie das nicht. Auch nicht, wie Gott es zulassen konnte, dass sein Kind ans Kreuz genagelt wurde. Was sie ihm überhaupt nicht verzeihen konnte, war die letzte Plage, die er über Ägypten kommen ließ. Warum brachte er all die unschuldigen Kinder um, die niemandem etwas zu Leide getan hatten? Sie warf das Gottbüchlein in die Ecke und heulte und schwor, sie werde nie mehr zum Religionsunterricht gehen. Später hatte sie immer wieder dieses Bild vor Augen, die schwarze Sonne, das Meer aus Blut, den Klageschrei der Mutter, das leinenweiße Gesicht des toten Kindes.

Später, als sie schon so erwachsen war wie Jesus, als man ihn kreuzigte, ging sie den Schulweg noch einmal ab. Das Nussgehölz war gefällt. Jesus ist blasser geworden und kleiner. Die Haut blättert, das Blut hat seine Farbe verloren. Ein Vogelnest thront auf der Dornenkrone. Alte Farbe und Kot bilden auf dem Kopf des Erlösers eine Patina. Bald werden die jungen Sperlinge ihre Schnäbel aufreißen. Einer von ihnen wird über den Rand der Dornenkrone fallen und bläulich und federlos vor dem Holzkreuz verwesen. Jesus wird ihn nicht sehen. Seine Augen bleiben geschlossen. Vielleicht ist er tot.

In einer modrigen Kiste findet sie das Gottbüchlein. Erschienen 1946 im Verlag der Versorgungskasse für Geistliche der Evang.-Luth. Kirche. Es trägt die Lizenznummer NS-E-7 der Militärregierung. Die pastellfarbenen Zeichnungen sind von Bruno Goldschmitt, einem Freund von Hermann Hesse aus der Zeit der Künstlerkolonie am Bodensee. Aber sie ist enttäuscht, das Bild von den Plagen stimmt nicht mit ihrer Erinnerung überein. Verblichen sind die schreienden Farben, verblasst wie ihre kindliche Empörung.



IV

Da sind die, die sagen, das ist alles nicht wahr.

Mittags rief sie an. Nein, ich bräuchte ihr nicht zu Hilfe kommen, der Sohn tobe nicht. Aber heute Abend wäre die letzte Vorstellung, und ob ich nicht kommen wolle. Sie hatte viel über ihre zwei kurzen Auftritte in dem Stück erzählt. Zu Beginn würden wichtige Papiere in ihren Putzeimer fallen. Später, nach der Auseinandersetzung zwischen Vater und Tochter, müsse sie die Glasscherben auffegen. Mehr Szenen kannte sie von dem Stück nicht. Dergleichen habe sie zu Hause genug, sagte sie.

Ich sah noch aus der letzten Reihe die Beule auf ihrer Stirn, den Fausthieb des Sohnes. Später saßen alle zusammen, die sie zur Vorstellung eingeladen hatte. Sie war im Alter meiner Mutter, wir bewunderten ihren Unternehmungsgeist und ihre ungebrochene Lebenslust. Aber an dem Abend war sie anders, sie redete wie im Fieber, erregte sich plötzlich über einen Artikel in einer Schweizer Zeitung aus dem Jahre 1946, in dem die Deutschen der Kollektivschuld

bezichtigt worden seien. Sie ließ uns nicht zu Wort kommen. Sie spielte ihren Trumpf, einzige Zeitzeugin am Tisch zu sein, aus – hart und bedenkenlos: „Es gab hier kein Lager für Juden“, sagte sie und hörte meinen Widerspruch nicht, und: „Es gab nur Lager für Ausländer, die freiwillig hier arbeiteten“.

Da kam mir ein Verdacht, eigentlich wusste ich es schon. Ich blieb noch eine lange Weile sitzen und starrte auf mein Glas, in dem sich die Maserung des Tisches brach. Ich ließ es zu, dass sie mich zum Abschied umarmte.

Sie trug den Namen nicht mehr, mit dem sie damals unterschrieben hatte, aber ihr kranker Sohn führte ihn noch. Zu Hause holte ich die Kartei hervor und fand die Bestätigung. Für ein Beerdigungsinstitut hatte sie fünf Monate lang täglich Todesmeldungen ins Standesamt getragen, darunter die von 70 Säuglingen, die ihren Müttern – russischen und polnischen Zwangsarbeiterinnen – weggenommen und durch Unterernährung und Verwahrlosung umgebracht worden waren. „Wie ich Eure Lügen hasse“, dachte ich und: „Warum verlasse ich diese Stadt nicht?“.

Hatte sie die Baracke betreten, hatte sie die verwesenden Leichname in den Pappkartons gesehen? Ich habe sie nie mehr danach gefragt und sie hat mich nie mehr um Hilfe gebeten.

V

Da sind zum Schluss die, die ermutigende Worte finden. Manche von ihnen sagen, du kannst stolz auf deine Arbeit sein, und ich erwidere barsch: „I'm not proud of counting murdered babies.“ Manche danken mir. Eigentlich möchte ich so etwas sagen wie: „It's our goddamned German duty“, aber das geht nicht. Also schweige ich und blicke zu Boden und wünsche mich weit weg.

Warum immer wieder? Manchmal sage ich: „Weil es sonst niemand tut.“ Aber das ist eine Antwort, die ein wenig zu einfach ist und ein wenig zu arrogant.